

# Bücher als Bildgeschichte zu Behinderung

Buchumschläge von Autobiografien behinderter Autorinnen und Autoren von der Mitte des 20. bis ins 21. Jahrhundert.

1. Teil einer Serie.

**Christian Mürner**

**Die Gestaltung von Buchumschlägen beruht auf einem Anreizsystem. Mit Titel, Text und Bild oder Foto wird versucht, die potenzielle Leserin oder den Leser anzuregen, das Buch in die Hand zu nehmen und darin zu blättern. Hat man es in der Hand, ist die erste Schwelle für den möglichen Kauf überwunden.**

Die Eingrenzung auf das Thema „Behinderung“, das heißt auf Buchumschläge und autobiografische Bücher von behinderten Autorinnen und Autoren, hat mit dieser haptischen, körperlichen Reaktion zu tun. Denn die Annahme, die Schwelle könne bei sichtbaren, offen dargestellten körperlichen Behinderungen größer sein, ist nicht sofort von der Hand zu weisen.

Da es in den letzten Jahren aber einige solche und erfolgreiche Bücher gibt, stellt sich die Frage: Wie schaffen es die Buchumschläge, Abwehrmechanismen aufzuheben? Welchen Prinzipien folgen sie? Wird ein Gestaltungstyp bevorzugt? Gibt es im Laufe der Zeit bestimmte Verschiebungen? Der narrative Bericht beabsichtigt eine Art Zeitgeschichte anhand von Buchumschlägen, autobiografischen Positionen und Lebenswegen von behinderten Autorinnen und Autoren. Sie ist begrenzt und bezogen vor allem auf Publikationen im deutschen Sprachraum von der Mitte des 20. bis ins 21. Jahrhundert.

## 1

Die Autobiografie von Harold Russell, die er zusammen mit Viktor Rosen verfasste, erschien 1950 auf Deutsch mit dem Titel: „Ein Mann ohne Hände“. (Umschlagentwurf: Emmy Grimme-Sagai) Der Titel erinnert an den bekannten Märchentyp „Mädchen ohne Hände“, doch sind die Rollen anders verteilt.

Harold Russell war Fallschirmjäger. Seine Hände verlor er bei einer Übung, aufgrund

eines defekten Sprengsatzes. Zum Ende seiner Rehabilitation sagte ein Stabsarzt zu Russell: „Sie sind nicht verkrüppelt, Sie sind nur körperbehindert.“<sup>1</sup> Heute ist es fast zwingend zu wiederholen, dass dieser Satz sich in einem 1950 auf Deutsch publizierten Buch findet. Russell fragt sich damals hingegen, was damit gemeint sein könnte. Er schaut im Wörterbuch nach und findet: „Verkrüppelt“ heißt „unfähig“. Dagegen wird „behindert“ im Wörterbuch definiert als „jede Beeinträchtigung, ein schwieriges Unternehmen erfolgreich durchzuführen“.<sup>2</sup> Auf dieser sozialen Erklärung baut er seine Zuversicht auf. Er lernt, seine Prothesen mustergültig zu gebrauchen und man wählt ihn aus für einen Demonstrationsfilm, da er zudem über seine Behinderung „unbefangen und sachlich reden und denken konnte“<sup>3</sup>, wie er selbst schreibt.

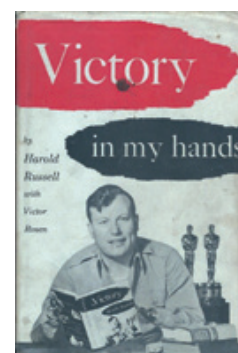
Die Unterscheidung von „verkrüppelt“ und „körperbehindert“ führt allerdings zu einer Abgrenzung gegenüber dem, was dann und noch heute mehrheitlich „geistige Behinderung“ – bei Russell auch „geistig und seelisch verkrüppelt“<sup>4</sup> – genannt wird. Russell sagt in diesem Zusammenhang, er sei „eher zu beneiden als zu bemitleiden“. Er habe „Glück gehabt“, gegenüber vielen anderen Menschen, denen es schlechter gehe, weil sie zum Beispiel mit „geistigen Behinderungen aller Art nicht fertig werden können“.<sup>5</sup> Dass diese Sicht auch eine emanzipative Veränderung erfuhr und eine noch nicht abgeschlossene Begriffsemanzipierung, konnte Russell zum Zeitpunkt der Ab-

fassung seiner Autobiografie nicht ahnen. Russell wurde 88 Jahre alt, er starb 2002.

Berühmt wurde Harold Russell als Schauspieler, in der Rolle des Homer Parrish, eines Seemanns, der im Krieg beide Hände verlor, in dem 1946 mit Oscars ausgezeichneten Film „Die besten Jahre unseres Lebens“. Auf dem deutschen Titelbild von Harold Russells Autobiografie „Ein Mann ohne Hände“ kann man unmittelbar keine Behinderung oder eine Prothese erkennen. Im Gegenteil, durch die Arme der Partnerin, die sie um seinen Hals legt, sind Hände teilweise zu sehen, wenn auch nicht diejenigen von Harold Russell. Dem Umschlagbild ist zugute zu halten, dass es ein Standbild aus dem Hollywoodfilm entnimmt und so ein naheliegender Anknüpfungspunkt sucht.

## 2

Der ursprüngliche amerikanische Titel und das Titelbild unterscheiden sich von dem



deutschen Umschlag diametral. Es ist kein „Mann ohne Hände“ zu sehen, im Gegenteil, es wird der „Sieg in seinen Händen“ („Victory in my hands“), der Autor seine Autobiografie in seinen Prothesen haltend, offen gezeigt als Bild im Bild. (Umschlaggestaltung ohne Angabe) Von dieser Titelgestaltung bin ich beeindruckt, weil in dieser Repräsentation Form und Inhalt gleichermaßen ernst genommen werden. Dieser Buchumschlag ist zudem ein guter Maßstab für die Möglichkeit einer reflexiven Gestaltung. Die Hände als Prothesen werden gerade nicht wie in der deutschen Version negiert oder gar nicht sichtbar.

Mehr noch, nehme ich nämlich die Rückseite des Buchumschlags hinzu, dann erweitert sich außerdem die Perspektive. Hier heißt es, jede Zeile mit einem Bild illustriert – fast so wie heute bei dem Projekt der „Leichten Sprache“ –:

„Dies ist Harold Russell, der glücklich verheiratet ist, zwei Filme gemacht, zwei Oscars gewann und diese mutige neue Autobiografie geschrieben hat.“<sup>6</sup>



Zuletzt sieht man Harold Russell mit seinen Handprothesen an der Schreibmaschine sitzen, im Jahr 1949 natürlich noch nicht am Computer. Die Darstellung auf dieser Buchrückseite präsentiert den autobiografischen Autor als aktive Person und im interaktiven sozialen Kontext der Familie und seiner Filmschauspielerei.

<sup>1</sup> Harold Russell und Viktor Rosen: Ein Mann ohne Hände, Wien 1950, S. 104.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Ebd., S. 115.

<sup>4</sup> Ebd., S. 196.

<sup>5</sup> Ebd., S. 201.

<sup>6</sup> Harold Russell with Victor Rosen: Victory in my hands, New York 1949.

# Der Husky und die Inklusion



Es war einer der ersten schönen Tage des Jahres 2014. Ich schlängelte mich geschickt durch eine schwitzende Herde an Fußgehern, die alle gleichzeitig in die Öffnung des U-Bahnwaggons drängten. Da, endlich meine Lücke! Ich schoss vor, musste aber auch sofort wieder abbremsen. Zwei wunderschöne Augen stoppen meinen Vorwärtsschritt. Die klaren, funkelnden Augen gehörten einem anmutigen und großgewachsenen Husky. Am Ende der Leine hing ein Typ mit super-coolem Outfit. Beide machten mir sofort Platz. Alles kein Problem. Wie sich rausstellte, gehörten zwei coole Typen zu dem Hund. Der Husky war naturgemäß neugierig und beschnupperte mich eingehend. Sobald er sich mir näherte, zog ihn sein Besitzer auch gleich wieder sanft zurück. Trotzdem kam er sehr oft bis auf einen Zentimeter mit seiner Schnauze an mich ran. Er trug keinen Maulkorb. Ich bin generell kein Freund von Haustieren. Und Hunde sind sowieso speziell. Einen Hund am Land, mit großem Garten und jeder Menge Auslauf, lass ich mir noch einreden. Eine kleine Knackwurst auf vier Beinen, auch Chihuahua genannt, ist für Herrn und Frau Städter als Accessoire und Kuschetoy für mich noch vertretbar. Aber ein Husky bzw. Schäferhund in der Stadt, das muss meiner Meinung nach nicht sein. Aber das darf natürlich jeder so halten, wie er/sie gerne möchte. Um fair zu sein, dieser Husky machte einen sehr zufriedenen Eindruck auf mich. Was Hunde allgemein betrifft, so hab ich Angst vor ihnen. Die meisten Hunde sind größer und stärker als ich. Unglücklicherweise kann man nicht „vernünftig“ mit ihnen reden. Ich weiß, gut erzogene Hunde gehorchen aufs Wort und tun niemandem etwas. Das mag schon stimmen. Trotzdem fühle ich mich wohler, wenn ich mit meinem Gegenüber kommunizieren kann. Und es letztendlich auch zu einer gegenseitigen Verständigung kommt. So blieb mir am Ende nur eine Möglichkeit, meinem Unwohlsein entgegen zu wirken: Ich habe mich an den nett wirkenden Hundebesitzer gewandt und ganz freundlich und ruhig gesagt, dass ich mich vor so großen Tieren fürchte.

Der folgende Dialog wurde aus dem Gedächtnis von mir sofort, nachdem die Drei ausgestiegen waren in mein Smartphone getippt: Der Hundebesitzer: „Der tut nichts. Ich hab meinen Hund unter Kontrolle.“ Ich: „Das glaub ich auch, aber ich fürchte mich eben vor so großen Tieren.“ Der Hundebesitzer: „Wenn er dich fressen will, tut er das so und so...“ Ich war da mal baff und ehrlich gesagt sprachlos. Der freundliche Hundebesitzer war in der Zwischenzeit zum richtig angepissten Hundebesitzer mutiert.

*Trotzdem kam er sehr oft bis auf einen Zentimeter mit seiner Schnauze an mich ran. Er trug keinen Maulkorb.*

Nachdem ich ein paar Mal tief Luft geholt hatte und auch in mir die Wut bereits zu köcheln begann, fand ich meine Sprache wieder: „Ich hab auch keine Angst, von ihm gefressen zu werden...“ Trotz meiner Wut im Bauch über seine völlig unnötige Reaktion war meine Stimme immer noch sehr ruhig und freundlich. Der Hundebesitzer beachtete mich überhaupt nicht mehr, er wandte sich seinem Freund zu und meinte: „Manche glauben, nur weil sie im Rollstuhl sitzen, können sie sich wegen allem gleich aufregen...“ So ein blöder Sack! Beim Aussteigen sprach ihn auch noch eine andere Dame auf den fehlenden Maulkorb an und auch sie wurde sofort zum Feind erklärt und wüst beschimpft. Ich habe diese Geschichte auf Facebook geteilt und erfahren, dass viele Hundebesitzer schnell in den aggressiven Verteidigungsmodus schalten, sobald man sie auf ihre Lieblinge anspricht. Im Grunde war diese Situation also ein Paradebeispiel für Inklusion. Der Huskybesitzer hat mich und die nichtbehinderte Dame gleichermaßen attackiert.

Ganz ehrlich, das macht's nicht besser! „Wenn er dich fressen will...“ So ein Arsch...

À bientôt – le petit fils